

Christina Strunck

## MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH UND DIE GRÜNDUNG DER ERLANGER UNIVERSITÄT

Es gehört zu den akademischen Gepflogenheiten, zu Universitätsjubiläen imposante Buchpublikationen zu veröffentlichen. Der Ausstellungskatalog, der im November 2018 zum 275. Gründungsjubiläum der FAU erschien,

Abb. 1 | Gottfried Eichler, Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, 1744



präsentiert Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth als die zentrale Gründerfigur.<sup>1</sup> Komplementär dazu wird im vorliegenden Tagungsband die kulturelle Vermittlerrolle seiner Gemahlin beleuchtet. In dieser Einleitung soll es insbesondere um ihre Beteiligung an der Universitätsgründung gehen. Zunächst seien die verschiedenen Positionen dazu referiert, die dann um eigene Beobachtungen und Argumente ergänzt werden.<sup>2</sup>

Ein Jahr nach Einweihung der Erlanger Universität erschien 1744 Johann Wilhelm Gadendams *Historia Academiae Fridericianae Erlangensis*, worin die Gründungsgeschichte und die Eröffnungsfeierlichkeiten ausführlich behandelt wurden. Nur Markgraf Friedrich, nicht aber Markgräfin Wilhelmine findet sich in dieser Publikation im Porträt verewigt (Abb. 1). Das besitzt seine Berechtigung, denn alle Entscheidungen, die die Gründung der Universität betrafen, mussten vom Landesvater persönlich ausgehen. Die relevanten diesbezüglichen Schriftstücke sind von ihm unterzeichnet – das konnte in dieser Epoche auch gar nicht anders sein.<sup>3</sup> Entsprechend war die Neugründung nur nach ihm benannt; die Erweiterung des Namens zur Friedrich-Alexander-Universität erfolgte erst 1769 durch einen seiner Nachfolger, den Ansbacher Markgrafen Alexander.<sup>4</sup>

Dennoch postulierte Richard Fester 1901: „Der Stifter unserer Hochschule war eigentlich eine Stifterin“, und Josef Amtmann ergänzte 1941: „Sie [Markgräfin Wilhelmine] war die geistige Urheberin der Universitätgründung.“<sup>5</sup> Die Meinung, die Institution hätte entsprechend eigentlich „Wilhelminen-Universität“ heißen müssen,<sup>6</sup> hat in der Forschung allerdings heftigen Widerspruch hervorgerufen. Fester und Amtmann sahen in der Markgräfin die Drahtzieherin im Hintergrund, die ihrem Ehemann geistig haushoch überlegen gewesen sei und daher die entscheidenden Impulse zur Universitätsgründung gegeben habe.<sup>7</sup> Auf Grundlage der archivalischen Quellen konnten Pfeiffer, Wendehorst, Wachter und Keunecke dieses allzu plakative Urteil modifizieren.<sup>8</sup> Sie haben dargelegt, wie die Universitätsgründung mit Friedrichs Innen- und Wirtschaftspolitik zusammenhing, und konnten zeigen, an wie vielen Entscheidungsprozessen bezüglich der Universität der Markgraf beteiligt war. Da viele dieser Entscheidungen von Daniel de Superville initiiert und vorbereitet wurden, lässt sich die Rolle des Markgrafen letztlich aber nicht genau eingrenzen.

Daniel de Superville (Abb. 2) war der erste Direktor und Kanzler der Erlanger Universität. Er genoss eine herausragende Vertrauensstellung am Bayreuther Hof und hatte alle Schritte, die zur Gründung der Universität führten, umsichtig geplant und in die Wege geleitet.<sup>9</sup> Zuvor hatte er in den Diensten des Berliner Königshofs gestanden. Als Markgräfin Wilhelmine schwer erkrankte, bat sie darum, ihr Superville zu schicken, da dieser als Arzt eine hervorragende Reputation besaß.<sup>10</sup> In ihren Memoiren hat sie eine sehr facettenreiche Charakterisierung Supervilles überliefert. Hier seien nur einige besonders aussagekräftige Passagen zitiert: „Sein Verstand ist grenzenlos, seine Belesenheit staunenswert und er kann als großes Genie gelten. Im Gespräch ist er behende und angenehm; er beherrscht ebenso sehr die ernsthafte wie die scherzhaftige Konversation. [...] Nach dem Porträt, das ich soeben von ihm gemacht habe, wird man sich leicht vorstellen, dass er bald unseren Beifall fand. Mit einiger Mühe und Anstrengung hatte sich der Hof zu seinem Vorteil verändert. Eine gewisse Unge- schliffenheit und Unzivilisiertheit, die da anfangs herrschten, hatte man zwar ausgetrieben, aber er war immer noch nicht auf einem angemessenen Stand. Der gesamte Hofstaat setzte sich aus beschränkten Köpfen zusammen. Die Mehrzahl hatte nur die Straßen von Bayreuth frequentiert und nicht die leiseste Ahnung vom Rest der Welt. Lesen und Wissenschaften waren bei ihnen verpönt und ihre gesamten Unterhaltungen beschränkten sich auf die Jagd, die Hauswirtschaft und Geschichten über den früheren Hof. [...] So hatten wir als einzige Stütze nur noch uns selbst. Superville war uns mithin eine große Hilfe. Er schloss sich uns an und wir begannen, ihn zu mögen.“<sup>11</sup>

Aus Wilhelmines Worten geht sehr deutlich ihre Unzufriedenheit mit dem Bildungsstand des Bayreuther Hofes hervor, der in den Memoiren immer wieder spöttisch kommentiert wird. Sie war sich ihrer intellektuellen Überlegenheit sehr bewusst und kontrastierte in ihren Aufzeichnungen die kulturelle Vorbildlichkeit des Berliner Hofes mit der Bayreuther Provinzialität.<sup>12</sup> Es ist also naheliegend, dass die Idee zur Universitätsgründung zunächst in der von ihr beschriebenen elitären Dreiergruppe aus Superville, Markgraf und Markgräfin aufkam.

Wilhelmine betonte in den Memoiren ihre sehr früh ausgeprägte immense Lernbegier, ihr hervorragendes Gedächtnis, ihre Frühreife und „meine wunderbare Leichtigkeit im



Abb. 2 | Christian Fritzs, Daniel de Superville, 1744

Lernen“:<sup>13</sup> „Ich begann, eifrig zu lesen, was bald meine Lieblingsbeschäftigung wurde. Der Ehrgeiz, den sie [die Hofmeisterin] mir einflößte, ließ mich bald Geschmack an meinen übrigen Studien finden. Ich lernte Englisch, Italienisch, Geschichte, Geographie, Philosophie und Musik. Ich machte in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte. Ich war so veressen aufs Lernen, dass man meine allzu große Lernbegier bremsen musste.“<sup>14</sup> Zu ihren Lehrern am Berliner Hof zählte „der berühmte La Croze, der sich mit seinem Wissen in der Geschichte, den orientalischen Sprachen und der christlichen und heidnischen Antike einen Namen gemacht hatte.“<sup>15</sup> Dieser königliche Bibliothekar, Mathurin Veysseyre de La Croze, verfasste für sie ein eigenes Geschichtswerk und suchte sie nach der Devise *historia magistra vitae* auf die Aufgaben einer Königin von England vorzubereiten, welche man der Prinzessin zunächst zugedacht hatte.<sup>16</sup> Dass sie schließlich nur mit einem Markgrafen verheiratet wurde,

war für Wilhelmine ein Makel, den sie durch ihre vielfältigen kulturellen Initiativen zu kompensieren suchte.<sup>17</sup>

Die wissenschaftlichen Bemühungen, die Rolle des Markgrafen stärker zu profilieren, sind zweifellos wichtig, haben aber dazu geführt, den Anteil der Markgräfin an der Universitätsgründung zu marginalisieren.<sup>18</sup> Wilhelmine besaß als Tochter König Friedrich Wilhelms I. zweifellos ein höheres kulturelles Anspruchsniveau als der Bayreuther Markgraf. Ihr bekanntes Porträt in Pilgertracht (Abb. 3), das auf ihre solitäre Stellung in der Bayreuther ‚Einöde‘ anspielt, entstand bezeichnenderweise während einer ihrer Berlin-Reisen<sup>19</sup> – in Bayreuth wäre niemand in der Lage gewesen, ein solch kunstvolles Bildnis zu malen. Wilhelmines zahlreiche mäzenatische Initiativen zielten aber darauf ab, dem provinziellen markgräflichen Hof neuen kulturellen Glanz zu verleihen. Sie war diejenige, die Künstler, Musiker und Gelehrte nach Bayreuth einlud und damit die vielfältigen Transferprozesse initiierte, die im vorliegenden Tagungsband analysiert werden. Nur ihretwegen besuchte Voltaire Bayreuth.<sup>20</sup> Die Universität sollte sich zunächst in Bayreuth befinden und wurde erst 1743 nach Erlangen verlegt, weil die Studenten in der Residenzstadt für Tumulte gesorgt hatten.<sup>21</sup> Die ursprüngliche Idee, Bayreuth durch eine Universität aufzuwerten und dadurch Gelehrte dauerhaft an den Hof zu binden, fügt sich also ganz logisch in das kulturelle Programm der Markgräfin ein.<sup>22</sup>

Es ist ein unbestrittenes Faktum, dass sich die Bayreuther Gründung am Modell der Universität Halle orientierte.<sup>23</sup> Die Privilegien, die Markgraf Friedrich von Kaiser Karl VII. für die neue Universität erbat, sollten explizit dem Vorbild von Halle folgen.<sup>24</sup> Auch die Einweihungsfeierlichkeiten in Erlangen verliefen 1743 nach dem Muster derjenigen in Halle.<sup>25</sup> Dieser Umstand konnte die Markgräfin Wilhelmine durchaus mit familiärem Stolz erfüllen, denn die Universität Halle war 1693 durch ihren Großvater gegründet worden, den späteren König in Preußen Friedrich I.<sup>26</sup> Renate Wittern-Sterzel vermutet sogar, dass es die Markgräfin war, die den Vorschlag machte, diesem Modell zu folgen. Sie attribuiert Wilhelmine den „landesmütterlichen Ehrgeiz, ihrem Großvater Friedrich, der die Universität Halle gestiftet hatte, und der brandenburgischen Prinzessin Caroline, der Gemahlin Georgs II., nachzueifern, unter deren Schutz die Universität Göttingen gegründet worden war.“<sup>27</sup> Ein noch naheliegenderes weibliches Vorbild war die Ansbacher

Markgräfin Christiane Charlotte. Während ihrer Vormundschaftsregierung für den minderjährigen Markgrafen hatte sie nicht nur dessen Hochzeit mit Wilhelmines Schwester Friederike eingefädelt, sondern auch das Kapital für die Gründung einer neuen Universität gestiftet.<sup>28</sup>

Obwohl die Konkurrenz mit anderen Mäzenatinnen durchaus eine Rolle gespielt haben mag, muss dies mangels entsprechender Dokumente eine Konjektur bleiben. Doch gibt es auch einige Punkte, die Wilhelmines Anteilnahme an der Gründung der Erlanger Universität zweifelsfrei belegen. Ich beginne mit den schon bekannten Fakten und komme dann zu neuen, eigenen Überlegungen.

Mit Stiftungsbrief vom 30. August 1743 vermachte die Markgräfin der Universität ihre Bibliothek, die bis heute den wertvollsten Grundstock der Erlanger UB bildet.<sup>29</sup> Die Bücher durften aber erst nach Wilhelmines Tod nach Erlangen überführt werden: Zu Lebzeiten wollte sich die leidenschaftliche Leserin auf keinen Fall von ihren Büchern trennen.<sup>30</sup> Wie ihr Kammerherr Marquis d'Adhémar überlieferte, suchte sie immer wieder „Stunden der Abgeschiedenheit“, die sie „der Gelehrsamkeit widmete“.<sup>31</sup> Nach ihrem Tod sollten die über 4000 Bände jedoch in Erlangen an die Stifterin erinnern bzw. der Universitätsbibliothek „zum ewigen Andenken einverleibt werden“, wie es im Stiftungsbrief heißt.<sup>32</sup> In ihren letzten Lebensjahren erteilte die Markgräfin ihrem französischen Bibliothekar Saint-Maurice den Auftrag, einen neuen Bibliothekskatalog zu erstellen – und zwar nach dem System der französischen Enzyklopädisten, das erst kurz vorher publiziert worden war.<sup>33</sup> Durch dieses moderne Ordnungssystem demonstrierte Wilhelmine, dass sie mit den aktuellsten intellektuellen Tendenzen vertraut war und der Universität ein universales Arbeitsinstrument hinterließ. Der Katalog diente ebenso zu ihrem Andenken wie die Bibliothek selbst. Richard Fester schrieb, der Katalog sei „eine Art Schaustellung [...], dass die Markgräfin den vier Fakultäten ihrer Hochschule gleichsam einen globus intellectualis als Geschenk darbringen will.“<sup>34</sup>

Bei den Feiern zur Einweihung der Erlanger Universität ging es darum, den Markgrafen als wohlthätigen und fürsorglichen Landesherrn zu glorifizieren.<sup>35</sup> Entsprechend spielte Wilhelmine im Zeremoniell nur eine untergeord-

Abb. 3 | Antoine Pesne, Markgräfin Wilhelmine in Pilgertracht, um 1750. Potsdam, Schloss Sanssouci





Abb. 4 | Tobias Lobeck nach Rudolf Heinrich Richter, Allegorische Würdigung der Universitätsgründung, 1744



Abb. 5 | Georg Paul Nusbiegel nach Gottfried Eichler, „Abbildung des feierlichen Einzugs“ (Ephemere Triumphpforte), 1744

nete Rolle.<sup>36</sup> In den Festreden wurde jedoch wiederholt erwähnt, dass die Markgräfin die Gründung der Universität gefördert und beschleunigt habe.<sup>37</sup> Zudem gestaltete Wilhelmine den intellektuellen Höhepunkt der Feiern, zwei Disputationen am 6. November 1743.<sup>38</sup> Keunecke hat sie als „Schaukämpfe“ bezeichnet und vermutet, dass die Markgräfin sie spontan initiiert habe, weil sie der langweiligen akademischen Zeremonien überdrüssig gewesen sei.<sup>39</sup> Jedenfalls mussten sich die beteiligten Professoren sehr spontan darauf einlassen, über Thesen zu debattieren, die sie nur eine Stunde vor Beginn der Diskussion erhalten hatten.<sup>40</sup> Die Thesen wurden von der Markgräfin höchstpersönlich vorgegeben.<sup>41</sup> Wie Jens Kulenkampff gezeigt hat, handelte

es sich um damals hochaktuelle philosophische Fragestellungen: „Sie belegen, dass Wilhelmine absolut auf der Höhe ihrer Zeit war, und sie belegen damit eindeutig den außergewöhnlichen intellektuellen Rang der Fürstin.“<sup>42</sup> Die Markgräfin bekundete ein so lebhaftes Interesse am wissenschaftlichen Disput, dass die vorgesehene Zeit schließlich um volle zwei Stunden überzogen werden musste.<sup>43</sup> Gadendam schrieb 1744 über Wilhelmines Beteiligung: „Die Schärfe des ganz göttlichen Geistes, die in unserer Königlichen Hoheit lebt, und die die Bürger verehren, die Auswärtigen bewundern und die Späteren vermessen werden, würde [...] schon allein daraus deutlich werden, daß sie in die inneren und so verborgenen Winkel der Philosophie eindringt.“<sup>44</sup>

Wenden wir uns nun Gadendams Publikation von 1744 genauer zu. Die beiden darin enthaltenen Porträts von Markgraf Friedrich und Universitätsdirektor Superville machen deren unterschiedliche Rollen überaus anschaulich (Abb. 1, 2).<sup>45</sup> Superville demonstriert französische Nonchalance, während der Markgraf hochoffiziell in Rüstung mit Hermelinmantel posiert.<sup>46</sup> Superville präsentiert sich als Intellektueller, der Markgraf eindeutig nicht. Interessanterweise wird aber Wilhelmines intellektuelle Brillanz im Text publikumswirksam gewürdigt. Gadendam erwähnt sie gleich an mehreren Stellen, z. B. wie folgt: „Die höchste Schärfe ihres erhabenen Geistes, durch die sie schwierigste Dinge durchforscht, verborgene erklärt, macht den Namen unserer Königlichen Hoheit unsterblich und gewinnt für sie ewigen Ruhm. Was an Hervorragendem von den Franzosen entdeckt worden ist, das kennt sie alles, die Schriften der Italiener hat sie studiert und die feinsinnige Lehre der Briten versteht sie genau; denn diese Sprachen beherrscht sie, obgleich sie sich stark unterscheiden, vollkommen. Mag sie aber auch aus diesem Grund viele, die von sich behaupten gebildet zu sein, an Wissen leicht übertreffen, so ist doch die Bescheidenheit ihrer Königlichen Hoheit der Markgräfin so groß, daß sie die Erörterungen schwieriger Fälle lieber hören als entscheiden will [...]“<sup>47</sup> Vergleichbare Äußerungen über den Markgrafen finden sich nirgends in Gadendams Text. Auch aus den Bibliotheken der beiden Eheleute geht hervor, dass Wilhelmines intellektuelle Interessen wesentlich schärfer ausgebildet waren als diejenigen ihres Gemahls.<sup>48</sup> Das Frontispiz von Gadendams Publikation (Abb. 4) wird überstrahlt von der Initiale des Herrschers. Friedrich er-

scheint somit als die Gnadensonne, von der alle Wohltaten für seine Untertanen ausgehen. Bezeichnenderweise ist direkt darunter aber nicht nur der Sonnengott Apoll, sondern eine Gruppe von mehreren Personen zu sehen. Neben Apoll sitzt Minerva – etwas hinter ihm, aber dafür im Zentrum der Figurengruppe. Höltgen hat bereits vermutet, dass sie als *alter ego* der Markgräfin Wilhelmine aufzufassen ist.<sup>49</sup> Dem lässt sich hinzufügen, dass Gadendams Text tatsächlich explizit die Gleichsetzung der Markgräfin mit der Göttin der Künste und Wissenschaften vornimmt, indem er Wilhelmine als „königliche Minerva“ bezeichnet.<sup>50</sup> An anderer Stelle des Buches vergleicht er Friedrich mit Apollo und Wilhelmine mit Minerva, was eine gegenwartsbezogene Deutung des Frontispizes weiter stützt.<sup>51</sup> Hinter Minerva bzw. Wilhelmine steht ein Mädchen, das nicht antik gewandet ist, sondern ein zeitgenössisches Rokokokleid trägt. Ihr modernes Gewand sticht aus der mythologischen Szenerie heraus und macht schon allein dadurch klar, dass die gesamte Gruppe auf die damalige Gegenwart anspielt. Sicherlich handelt es sich bei dem Mädchen um das einzige Kind des Markgrafenpaars, die damals elfjährige Elisabeth Friederike Sophie.<sup>52</sup> Die Parallelisierung des Markgrafen mit Apoll und der Markgräfin mit Minerva wurde Gadendams Publikation in geradezu programmatischer Weise vorangestellt. Dieser mythologische Vergleich bildete auch bei der Einweihung der Universität ein Leitmotiv. Das verdeutlicht etwa der Triumphbogen, den der Festzug durchquerte (Abb. 5). Die ephemere Architektur stand an der Grenze zwischen Alterlangen und der Neustadt. Auf der einen Seite war der Bogen mit Apoll und dem Wappen des Markgrafen



Abb. 6 | Andreas Vestner, Medaille auf die Einweihung der Universität Erlangen: Markgraf Friedrich und Minerva, 1743



Abb. 7 | Franz Michael Regenuß nach Gottfried Eichler, „Abbildung der Universitäts-Gebäude und umliegenden Häuser“, 1744

geschmückt, auf der anderen Seite hingegen mit Minerva und dem Wappen der Markgräfin.<sup>53</sup>

Ich schlage vor, in diesem Sinne auch eine der Medaillen zu interpretieren, die zur Universitätsgründung geprägt wurden (Abb. 6). Sie trägt auf der Vorderseite das Porträt des Markgrafen, auf der Rückseite eine Darstellung Minervas.<sup>54</sup> Ungewöhnlicherweise stützt sich Minerva auf einen Schild mit gekröntem brandenburgischem Adler, was wiederum eine intendierte gegenwartsbezogene Deutung anzeigt. Minerva ist – so denke ich – auch hier als Wilhelmine gemeint. Markgraf und Markgräfin präsentieren sich wiederum gemeinsam als die Beschützer der Universität.

In Gadendams Universitätsgeschichte ist an besonders prominenter Stelle eine Silbermünze abgebildet, von der

sehr viele Exemplare nach den Feierlichkeiten ins Volk geworfen wurden. Ihre Vorder- und Rückseite rahmen im Stich den Turm der Neustädter Kirche, wo die Inaugurationsfeier stattfand, wodurch die zentrale Bedeutung gerade dieser Münzprägung betont wird (Abb. 7). Die Vorderseite der Silbermünze zeigt drei bekrönte Obelisk unter den Strahlen der göttlichen Gnadensonne (Abb. 8, 9). Der linke Obelisk trägt die Aufschrift „Friedericus“, die anderen beiden sind mit Namenskürzeln versehen. Wie Fischer und Maué in ihrem Katalog der Hohenzollernmedaillen dargelegt haben, präsentiert der rechte Obelisk den Namen der Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine, während der mittlere auf die Tochter des Paares, Elisabeth Friederike Sophie, verweist.<sup>55</sup> Eine



Kommentierung dieser interessanten Ikonographie erfolgte bislang jedoch nicht.<sup>56</sup>

Die Medaille vergegenwärtigt in abstrakter Form dieselbe familiäre Dreiergruppe, die auch das Frontispiz von Gandendams Werk ziert (Abb. 4). Erstaunlicherweise steht nicht der Obelisk des Markgrafen im Zentrum, d. h. er beansprucht keineswegs den Vorrang; vielmehr sind die Obelisken von Friedrich und Wilhelmine beide gleich hoch und beide gleichermaßen bekrönt, also quasi gleichberechtigt. Sie rahmen den etwas kleineren Obelisken, der die Tochter repräsentiert. Die Umschrift lautet „Felicitas \* Spes \* Deliciae“, d. h. „Glück, Hoffnung und Wonne des Jahrhunderts“. Die einzelnen Begriffe der Umschrift sind den jeweiligen Obelisken zugeordnet,<sup>57</sup> so dass „Spes“ bzw. „Hoffnung“ direkt über dem mittleren Obelisken steht. Es verwundert zunächst, dass die damals elfjährige Tochter so prominent in Szene gesetzt wurde. Als einziges Kind des Paares war sie aber die dynastische Hoffnungsträgerin, durch die künftig eine wichtige Heiratsallianz geschlossen werden konnte.<sup>58</sup> Die Rückseite der Medaille kommemoriert in schriftlicher Form die Gründung: „Academiae Fridericianae Privilegia Erlangae Promulgata“ („Die Privilegien der Friedrichs-Akademie wurden in Erlangen öffentlich verkündet“).<sup>59</sup> Die Umschrift bezieht sich

vermutlich auf die Konflikte, die zur Verlegung der Universität von Bayreuth nach Erlangen führten, und besitzt einen kämpferischen Klang: „Persta atque obdura turba inimica crepet“ („Halte durch und bleibe zäh, möge die feindliche Menge auch weiterhin laut tönen“).<sup>60</sup>

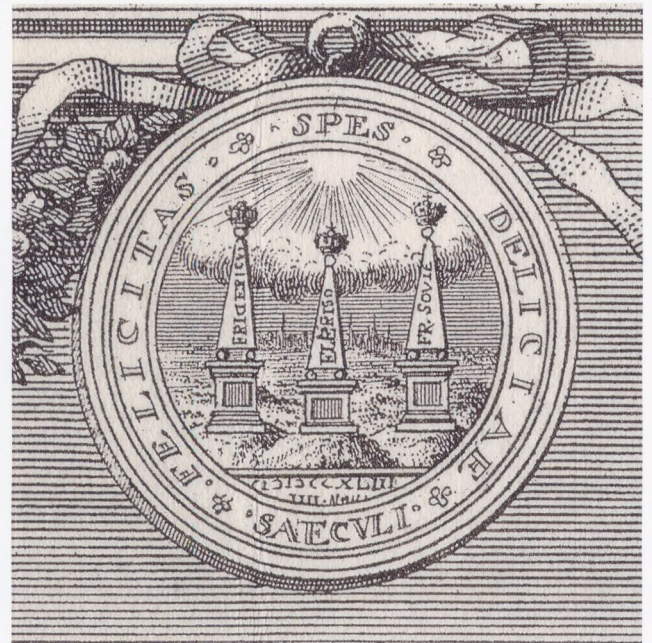
Die Silbermünze, die ein kleines Format und einen Feingehalt von nur knapp 60 Prozent Edelmetall besitzt, fungierte als Jeton und wurde in großer Menge an das „häufig versammelte Volck“ ausgeworfen.<sup>61</sup> Neben der im Stadtbild errichteten Triumphpforte diente sie also als das primäre Medium, das der Öffentlichkeit ein bestimmtes Image der neuen Institution vermitteln sollte. Es ist höchst bemerkenswert, dass der Markgraf auf dieser Münze zwar durch den Namen der Akademie, nicht aber durch ein Porträt präsent ist. Vielmehr wurde die Universitätsgründung mit der gesamten markgräflichen Familie in Verbindung gebracht, wobei Friedrich und Wilhelmine – ebenso wie am Triumphbogen – gleichberechtigt erschienen.

Durch diesen kurzen Überblick über die zur Einweihung der Universität angefertigten Bildwerke konnte gezeigt werden, dass Friedrich und Wilhelmine als gleichberechtigte Stifter auftreten wollten. Sie identifizierten sich mit Apoll und Minerva, die beide gleichermaßen als Beschützer der Künste und der Wissenschaften galten. Natürlich konnte

Abb. 8 | Peter Paul Werner, Vorderseite des Jetons zur Universitätsgründung, 1743



Abb. 9 | Vorderseite des Jetons zur Universitätsgründung, 1743, Detail aus Abb. 7



es innerhalb der politischen und gesellschaftlichen Strukturen des 18. Jahrhunderts keine volle Gleichberechtigung im heutigen Sinne geben. Die Universitätsgründung als offizieller Akt musste von Markgraf Friedrich ausgehen, der dadurch insgesamt stärker präsent war. Ihm selbst war es aber offenbar wichtig, auch den Anteil seiner hochgebildeten Frau an der Universitätsgründung zu würdigen – und das sowohl in den Bildwerken, die für die Einweihung angefertigt wurden, als auch in Gadendams prächtiger Publikation.

## NACHTRAG

Der obige Text entspricht im Wesentlichen dem Einführungsvortrag, den ich am 11. Oktober 2018 zum Auftakt der Tagung *Wilhelmine von Bayreuth und die Erlanger Universität: Künste und Wissenschaften im Dialog* gehalten habe. Im weiteren Verlauf der Tagung hat sich der Universitätsarchivar Dr. Clemens Wachter ebenfalls mit dem Anteil der Markgräfin an der Gründung der Universität befasst. Wie oben bereits erwähnt, besteht Wachters Verdienst darin, im Rahmen des Sammelbandes *Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth 1711–1763* aus Anlass des 300. Geburtstags des Markgrafen dessen Rolle als Universitätsgründer neu profiliert zu haben.<sup>62</sup> Hiervon ausgehend argumentierte er in seinem Tagungsbeitrag, die Mitwirkung der Markgräfin könne allenfalls marginal gewesen sein. Dies löste lebhafte Diskussionen aus, an denen sich zahlreiche Vortragende beteiligten.

Der Sinn einer Tagung liegt genau darin, wissenschaftlichen Diskursen ein Forum zu geben und die Forschung dadurch voranzubringen. Um auch die Leserinnen und Leser des vorliegenden Bandes an diesem Prozess der Erkenntnisfindung Anteil haben zu lassen, sollen hier die Argumente der Debatte dokumentiert werden – ergänzt um neue Fakten, die erst im November 2018 in dem Ausstellungskatalog *Die Hohenzollern und die FAU* veröffentlicht wurden. Es bleibt somit den Leserinnen und Lesern überlassen, sich ihre eigene Meinung zu den jeweiligen Positionen zu bilden.

Wachters Argumentation, die er im vorliegenden Band präsentiert (siehe unten, S. 86–95), hat zwei Hauptstoßrichtungen. Zum einen betont er, dass Wilhelmines Beteiligung an der Universitätsgründung nicht dokumentarisch gesichert sei. Zum anderen betrachtet er die beiden Ereignisse, die schon immer als Indizien für Wilhelmines Mit-

wirkung interpretiert wurden (die Stiftung ihrer Bibliothek sowie die Disputation zur Einweihung der Universität), und sucht sie in ihrer Bedeutung zu relativieren. Dabei stellt er die These auf, „das Wesen der frühneuzeitlichen Universität“ habe der aufklärerischen Ausrichtung der Markgräfin so sehr entgegengestanden, dass sie an der Gründung einer solchen Institution gar kein Interesse gehabt haben könne. Im Folgenden seien diese Ausführungen eingehender betrachtet.

### 1. Universitätsbibliothek und Lehrangebot

Wachter beziffert die am 30. August 1743 getätigte Schenkung der Markgräfin auf „weit über 4000 Bücher“, ohne diese aus heutiger Sicht gering wirkende Zahl mit Vergleichswerten in Relation zu setzen. Zudem schränkt er die Bedeutung der Schenkung ein, indem er sie als „Stiftung am Bedarf vorbei“ charakterisiert, da sie „einige theologische Werke, aber wenig bis so gut wie keine juristische, medizinische und naturwissenschaftliche Literatur“ enthalten habe.<sup>63</sup> Diese Einschätzung erklärt sich daraus, dass die Zusammensetzung von Wilhelmines Bibliothek bisher nur ungenügend erforscht wurde,<sup>64</sup> ist aber zu revidieren.

Worin besteht der Bedarf einer Universitätsbibliothek bzw. wer definiert, was „am Bedarf vorbei“ ist? Zunächst einmal ging es nur darum, überhaupt eine einigermaßen repräsentative Büchermasse zusammenzubringen. Einige Monate vor Einweihung der Universität beklagte sich Daniel de Superville am 23. August 1743, man müsse sich „schämen“, den Gästen „einen so gar schlechten Vorrath an Büchern vorzuzeigen“ – denn bis dahin umfasste der Grundstock der Universitätsbibliothek nur die Schulbücher der ehemaligen Ritterakademie sowie die Markgräfinliche Hausbibliothek, die Markgraf Friedrich im April 1743 gestiftet hatte.<sup>65</sup>

Die Ursprünge der Hausbibliothek gehen auf Markgraf Christian (1603–1655) zurück.<sup>66</sup> Diese Büchersammlung wurde bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts weiter ausgebaut und bislang auf rund 2600 Bände geschätzt.<sup>67</sup> Während der früheste Katalog von 1679 insgesamt nur 1144 Bücher verzeichnete,<sup>68</sup> wuchs der Bestand bis zur Aufnahme des Erlanger Lehrbetriebs – neuesten Forschungen zufolge – auf immerhin ca. 3000 Bände an.<sup>69</sup> Markgraf Friedrich selbst scheint der Sammlung aber nur wenig hinzugefügt zu haben<sup>70</sup> – jedenfalls sind bisher nur vereinzelte Bücher mit seinem Supralibros nachweisbar.<sup>71</sup>

Die von den Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth im Lauf eines ganzen Jahrhunderts zusammengetragene Bibliothek war in ihrem Umfang also deutlich bescheidener als die Privatbibliothek der Markgräfin Wilhelmine, die separat inventarisiert wurde und mit 4226 Bänden zu Buche schlug.<sup>72</sup> Und nicht nur das: Friedrich formulierte im Stiftungsbrief sogar explizit, auch die Markgräflische Hausbibliothek sei „insonderheit von Unserer Gemahlin Hoheit und Liebden reichlich vermehrt“ worden.<sup>73</sup> Wilhelmine stiftete demnach nicht nur ihre eigene Sammlung, sondern sorgte auch dafür, dass Lücken in der Markgräflischen Hausbibliothek geschlossen wurden, bevor diese an die Universität überging.<sup>74</sup>

Bislang können in den Beständen der Erlanger UB nur 104 Handschriften, 92 Inkunabeln und 316 spätere Drucke der Markgräflischen Hausbibliothek mit Sicherheit zugeordnet werden, während bei 1033 weiteren Titeln eine Provenienz aus dieser Sammlung immerhin sehr wahrscheinlich ist.<sup>75</sup> Die restlichen Bände (ungefähr die Hälfte des angenommenen Gesamtbestands) konnten noch nicht lokalisiert werden. Auf dieser Grundlage lassen sich keine belastbaren Aussagen über die prozentuale Aufgliederung der Markgrafenbibliothek nach Themengebieten treffen, doch ist davon auszugehen, dass die durch die alten Kataloge dokumentierten juristischen, theologischen und historischen Werke vor allem als Regierungshilfe dienen sollten bzw. dass die Sammlung „die Literatur enthalten [musste], die ein Herrscher benötigt.“<sup>76</sup> Zweifellos war also die von Friedrich gestiftete, sporadisch gewachsene Bibliothek nicht auf die speziellen Anforderungen einer Universität zugeschnitten.

Aus diesem Grund schlug Daniel de Superville vor, die Universität durch die Stiftung seiner eigenen Bibliothek zu unterstützen – gegen eine lebenslängliche Besoldung von 1000 Reichstalern.<sup>77</sup> Supervilles Büchersammlung umfasste rund 3000 Bände.<sup>78</sup> Obwohl ihre Zusammensetzung nicht durch einen Katalog dokumentiert ist, dürfte es sich – Supervilles wissenschaftlicher Spezialisierung entsprechend – vorwiegend um medizinische Literatur gehandelt haben.<sup>79</sup> „Aber es sind auch viele [Bücher], so zur Weltweißheit, sonderlich zur Naturlehre, ferner zur Geschichte, und anderen Theilen der Gelahrtheit gehören, darunter“, schrieb der Universitätsbibliothekar Reinhard.<sup>80</sup> Durch Supervilles Stiftung war immerhin die medizinische Fakultät gut mit Literatur versorgt. Die theologische Fa-

kultät konnte die Klosterbibliothek Heilsbronn nutzen, deren dem Markgrafen zugefallene Bestände 1747/48 nach Erlangen transferiert wurden.<sup>81</sup> Die Markgräflische Hausbibliothek dürfte aufgrund ihrer Bestandsstruktur vorwiegend von der theologischen und der juristischen Fakultät konsultiert worden sein. So war es nur logisch und durchaus an den Bedürfnissen der Universität ausgerichtet, dass die Stiftung der Markgräfin Wilhelmine primär die philosophische Fakultät unterstützte.

Wachter hat das Lehrangebot der Erlanger philosophischen Fakultät aus den Akten rekonstruiert und u. a. Vorlesungen zu „Logicam, Mathesin universam, Physicam experimentalem“, „absoluta Mathesi pura scientias Matheseos applicate“, „Privatim in explicandis libris historicis [...] ad libros Regum, in propheticis, ad Ieremiam [...] aut alia auditoribus commoda“, „Historiam Sacr. Rom. Germ. Imperii [...] et historiam statuum Europaeorum“, „Artem oratoriam“ sowie „Lectiones stili elegantioris“ dokumentiert gefunden.<sup>82</sup> Zu allen diesen Bereichen enthält die Bibliothek der Markgräfin umfassende Literatur.<sup>83</sup> Wachters Auffassung, „Für die an den Fragen der Aufklärung orientierte Markgräfin Wilhelmine standen nicht wenige solcher Themenstellungen in der Theologischen und Philosophischen Fakultät wohl nur bedingt im Fokus ihres Interesses“,<sup>84</sup> kann ich daher nicht teilen. Es ist beispielsweise bemerkenswert, wie viele Bücher sie zu mathematischen und naturwissenschaftlichen Themen besaß,<sup>85</sup> und wie die Erscheinungsjahre der Werke zeigen, wurde dieser Sammlungsbereich bis zu ihrem Tod kontinuierlich aktualisiert.<sup>86</sup>

Wachters Definition, was den „Bedarf“ einer Universitätsbibliothek im 18. Jahrhundert ausmachte, orientiert sich an dem „Wesen der frühneuzeitlichen Universität“, die er als eine primär praxisorientierte, auf die Ausbildung von Verwaltungsbeamten, Medizinern, Juristen und Theologen konzentrierte „Lehr- und Lernanstalt“ charakterisiert, in ihrer traditionellen Struktur noch weit entfernt von den Universitätsreformen des frühen 19. Jahrhunderts.<sup>87</sup> Die Besonderheit der Bibliothek Wilhelmines besteht hingegen darin, dass sie mit ihrer speziellen aufklärerischen Ausrichtung neue, zukunftsweisende Akzente setzte und somit der Neugründung mögliche Entwicklungsrichtungen aufzeigte. Wie bereits Fester konstatierte, ist der nach dem System der Aufklärer konzipierte enzyklopädische Katalog ihrer Bibliothek ein „globus intellectualis“.<sup>88</sup> Der Katalog schickt die Benutzer auf eine intellektuelle Reise, indem er schon durch

seine Gliederung darauf hinweist, wie viele neue Gebiete es zu entdecken gibt – und zu jedem dieser von den Enzyklopädisten definierten Bereiche listet er Bücher aus dem Besitz der Markgräfin auf.<sup>89</sup> Ihre Bibliothek war folglich nicht nur zahlenmäßig, sondern auch thematisch die umfassendste Stiftung, die die Universität zu ihrer Gründung erhielt. Ob eine solche Stiftung „am Bedarf vorbei“ erfolgte, mögen die Leser beurteilen; jedenfalls lässt sich dies nicht als Argument dafür verwenden, die Markgräfin habe bei der Gründung der Universität nur eine untergeordnete Rolle gespielt.

## 2. Die Disputationen

Wie Wachter betont, wurden „die neuen geistigen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts [...] nicht an den Universitäten hervorgebracht, sondern an den Wissenschaftsakademien, Antikenkabinetten, Bibliothekslesezimmern und Naturalienkabinetten.“<sup>90</sup> In der Tat waren Friedrich und Wilhelmine von Brandenburg-Bayreuth auch als Antiken- und Naturaliensammler aktiv;<sup>91</sup> die Universität erhielt sowohl Markgraf Friedrichs als auch Daniel de Supervilles wissenschaftliche Sammlungen zum Geschenk.<sup>92</sup> Dies kann als Indiz dafür gesehen werden, dass sich die Neugründung am Modell der Akademien orientierte. Wie Wachter selbst an anderer Stelle betont hat, wurde die Erlanger Institution im markgräflichen Stiftungsbrief bemerkenswerterweise gerade nicht als „Universitas“, sondern als „Academia“ bezeichnet.<sup>93</sup> Auch der anlässlich der Einweihung ausgeworfene Jeton sowie die repräsentative Festpublikation benennen die Neugründung explizit als „Akademie.“<sup>94</sup>

Dennoch charakterisiert Wachter die Disputationen, die Markgräfin Wilhelmine anlässlich der Einweihung der Institution initiierte, als „unangemessen“, da sie in deutscher Sprache abgehalten wurden und somit aus dem Raster des damaligen universitären Betriebs herausfielen.<sup>95</sup> Das innovative Potential der Disputationen, die die starren universitären Riten aufbrachen, wird von ihm nicht als eine positive Qualität, sondern als Regelverstoß bewertet. Umgekehrt lässt sich darin aber auch gerade ein Versuch seitens der Markgräfin erkennen, die diskursive Ausrichtung der Akademien ebenfalls an der Erlanger Neugründung zur verankern.

Wachter weist darauf hin, dass Voltaire Bayreuth kurz vor der Universitätsgründung besuchte, und deutet an, dieser habe die Thesen der Markgräfin inspiriert, vielleicht sogar vorgegeben: „Ebenfalls nicht in Zweifel ziehen wird man

freilich die Annahme, dass Wilhelmine [...] die Thesen ihrer Disputation unter dem Einfluss Voltaires ersonnen hatte.“<sup>96</sup> Wie Kulenkampff gezeigt hat, fußen die Thesen der Disputation jedoch nicht auf Voltaire, sondern auf Descartes, Locke, Newton, Leibniz und Wolff.<sup>97</sup> Zudem besteht ein Bezug zu früheren Überlegungen Wilhelmines, die die Leibniz'sche Vorstellung von der Verschiedenartigkeit der Monaden bereits 1735 in einem kurzen philosophischen Essay angeführt hat.<sup>98</sup> Voltaire dürfte als *ghost-writer* also nicht benötigt worden sein.

Während Kulenkampff die damals hochaktuellen Thesen als Beleg für „den außergewöhnlichen intellektuellen Rang der Fürstin“ wertet,<sup>99</sup> sucht Wachter ihre Bedeutung durch den Verweis auf den „beißenden Spott“ Friedrichs II. zu relativieren. Der Umstand, dass dieser – eher milde – über die Veranstaltung spöttelte („Wenn sie schon mit Disputationen über die Teilbarkeit der Materie anfangen, welche Fortschritte werden sie dann erst machen!“),<sup>100</sup> sagt allerdings mehr über den Preußenkönig als über die Thesen aus. Das Verhältnis der Geschwister war in den 1740er Jahren aus politischen Gründen immer wieder höchst angespannt.<sup>101</sup> Gönnerhafte, abwertende Bemerkungen über Wilhelmine lassen sich in der Korrespondenz wiederholt nachweisen; so erkannte Friedrich II. die künstlerischen Fähigkeiten seiner Schwester etwa nur grollend an und suchte ihr diesbezügliche Ambitionen auszureden.<sup>102</sup> Da Friedrich einige Jahre später in Berlin eine Disputation veranstalten ließ, die ein ganz ähnliches Thema behandelte wie die Erlanger Debatte,<sup>103</sup> dürfte sein Spott nicht den Thesen gegolten haben, sondern seinem Unmut darüber entsprungen sein, dass seine Schwester ihm zuvorgekommen war.

## 3. Die Dokumente

Markgräfin Wilhelmine tritt weder in den offiziellen Gründungsakten noch in späteren Dokumenten zur Ausstattung der Universität in Erscheinung – das ist völlig unstrittig. Wie oben bereits erwähnt und auch von Wachter eingeräumt, entspricht es den Gepflogenheiten des 18. Jahrhunderts, dass die Ehefrau des regierenden Markgrafen „keine offiziellen Befugnisse in Staatsangelegenheiten“ besaß und somit weder auf die Gründungsdokumente noch auf die späteren Verwaltungsentscheidungen betreffs der Universität direkten, aktenkundigen Einfluss nehmen konnte.<sup>104</sup> Dieser Umstand allein spricht allerdings noch nicht gegen ihre Beteiligung, hinter den Kulissen.

Wie im Fall der Thesen suggeriert Wachter auch betreffs der Memoiren, die Markgräfin habe diese nur mit männlicher Hilfe abfassen können: „Da Wilhelmine bei den Einweihungsfeierlichkeiten des Universitätsvorläufers ‚Friedrichs-Akademie‘ in Bayreuth am 21. März 1742 nachweislich zeitgenössischer Berichte selbst anwesend war und das Manuskript ihrer Memoiren über den Nachlass von Gründungsdirektor Daniel de Superville der Nachwelt überliefert wurde, welcher wohl Wilhelmine auch bei der Abfassung unterstützt hatte, stellt sich umso mehr die Frage, warum dieses Ereignis in keiner Weise in den Memoiren Erwähnung fand.“<sup>105</sup>

Zunächst einmal gilt es festzuhalten, dass das Manuskript ihrer Memoiren von der Markgräfin komplett eigenhändig<sup>106</sup> niedergeschrieben wurde und überwiegend Ereignisse überliefert, von denen Superville keine Kenntnis gehabt haben kann, so dass keinerlei Grund besteht, von einer ‚Unterstützung‘ seinerseits auszugehen. Wie ein textimmanenter Hinweis belegt, hat Wilhelmine bis mindestens 1744 an den Memoiren gearbeitet, doch war sie damals in der Chronologie des Berichteten erst im Jahr 1736 angekommen.<sup>107</sup> Die letzten ausführlich beschriebenen Ereignisse in dem unvollendeten Manuskript betreffen die Feierlichkeiten zur Kaiserkrönung in Frankfurt (Januar/Februar 1742) sowie einen Konflikt mit Friedrich II., der sich aus einem in Frankfurt geschlossenen Vertrag ergab.<sup>106</sup> Wilhelmine schreibt diesbezüglich: „Ich erhielt vom König nur noch sehr harsche Briefe und erfuhr sogar, dass er über mich in höchst beleidigender Manier sprach und mich öffentlich lächerlich machte“<sup>107</sup> – was u. a. auch die Hintergründe seiner späteren spöttischen Reaktion auf die Erlanger Disputation erhellt. Bevor der Text abrupt abbricht, geht es auf den letzten beiden Seiten der Memoiren um zwei Konfliktthemen, die ebenfalls mit dem Berliner Hof verknüpft waren: zum einen um die in Berlin ausgehandelte Eheverbindung von Wilhelmines Tochter und zum anderen um eine Liebesaffäre des Markgrafen, die zu weiteren heftigen Auseinandersetzungen mit Friedrich II. führte.<sup>108</sup>

Wie Günter Berger dargelegt hat, kennzeichnet die Memoiren „eine Form der lockeren Komposition, die häufig eher der Assoziation als der Chronologie folgt.“<sup>109</sup> Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass die letztgenannten Themen direkt an den Bericht über den Konflikt mit Friedrich II. anschließen, ohne dass die Einweihung der Bayreu-

ther Akademie im März 1742 erwähnt wird. Dieses Ereignis hätte isoliert zwischen zwei Themenblöcken gestanden, die für Wilhelmine inhaltlich zusammengehörten, und wäre daher besser als Rückblende in einem Bericht über die Einweihung der Erlanger Universität im November 1743 am Platz gewesen – nur enden die in den Memoiren erzählten Vorkommnisse leider im Juli 1742. Die Veröffentlichung des Digitalisats der handschriftlichen Memoiren hat zwar einige bislang unedierte Textfragmente zugänglich gemacht,<sup>110</sup> ändert aber nichts daran, dass sich außer einer Notiz zur Hochzeit Karolines von der Marwitz kein Text der Markgräfin über das Jahr 1743 erhalten hat.

Wenngleich die Memoiren also keine Auskunft über die Universitätsgründung geben, existieren doch genug andere zeitgenössische Quellen, die die Mitwirkung der Markgräfin thematisieren. So heißt es in der offiziellen Festpublikation *Historia Academiae Fridericianae Erlangensis* von 1744: „Wieviel die Fridericana ihr verdankt, kann man leicht daraus entnehmen, daß ihr viele Zierden fehlen würden, wenn sie sich nicht des Schutzes und des Eintretens ihrer Königlichen Hoheit bedient hätte.“<sup>111</sup> Dasselbe Werk überliefert auch Folgendes: „Die Feierlichkeiten des dritten Tages wurden nach dem Wunsch ihrer Königlichen Hoheit der Markgräfin eingerichtet, die unsere Einweihungszeremonien nicht nur durch ihre Anwesenheit bereichert, sondern die Akademie auch durch sehr viele und ganz besonders großartige Wohltaten geschmückt hatte.“<sup>112</sup>

In der Predigt zur Einweihung der Universität wurde Wilhelmine direkt angesprochen: „Ew. Königliche Hoheit haben einen nicht geringen Anteil an der Beschleunigung dieser so wichtigen Stiftung, und die Gnadenbezeugungen, womit Höchstdieselbe diesen Musensitz angesehen, verbinden alle Glieder dieser Hohen Schule zu einem unsterblichen Danke. Ew. Königliche Hoheit wissen nach der Größe Dero erleuchteten Verstandes was für einen weiten Umfang Wissenschaft und Gelehrsamkeit habe, und was daran gelegen sei, wenn Wahrheit und Tugend unter den Menschen ausgebreitet wird.“<sup>113</sup>

Zweifellos müssen solche Äußerungen im Rahmen der Textgattung Panegyrik gelesen werden – doch ist es höchst bemerkenswert, dass die Gründungspublikation nicht den Markgrafen, sondern einzig die Markgräfin ob ihrer intellektuellen Fähigkeiten würdigt. Nur mit Bezug auf sie ist von Bewunderung für „die höchste

Schärfe ihres erhabenen Geistes“ die Rede.<sup>114</sup> Hinzu kommen die Bildzeugnisse, die ebenfalls als Dokumente zu gelten haben. Diese Quellengattung wurde in Untersuchungen zur Universität bislang weitestgehend vernachlässigt. Wie ich jedoch im ersten Teil dieses Aufsatzes zeigen konnte, zielten die anlässlich der Universitätsgründung hergestellten ephemeren Dekorationen, Graphiken, Medaillen und Jetons dezidiert darauf ab, Friedrich und Wilhelmine als gleichberechtigte Gründer zu präsentieren.

Der Marquis d'Adhémar, der 1752 auf Vermittlung Voltaire's als Wilhelmines „Kammerherr“ nach Bayreuth übersiedelt war,<sup>115</sup> kannte die Interna des markgräflichen Hauses sicherlich gut. In seiner Gedenkrede zum Tod der Markgräfin betonte er 1758 die enge Kooperation des Herrscherpaares: „Die Absichten Ihrer Hoheiten über den Fortschritt der Schönen Künste waren sozusagen einander gleich und beförderten sich gegenseitig.“<sup>116</sup> „Sie errichteten zunächst ein berühmtes naturgeschichtliches Kabinett, das sie in stets gelehrte Hände legten. Sodann gründeten sie die Universität Erlangen, wo ein zahlreicher, alter und wenig wohlhabender Adel die Möglichkeit erhielt, zu studieren. Demzufolge vermachte Ihre Königliche Hoheit auch ihre Bibliothek der neuen Universität. Damit sicherte deren Gründerin ihre landesmütterliche Gutherzigkeit bis zu den Zeiten, in denen sie nicht mehr am Leben sein sollte.“<sup>117</sup> Adhémar's Worte unterstreichen den Befund, der sich aus der Analyse der Bildquellen ergibt: Markgraf und Markgräfin haben gemeinsam als die Universitätsgründer zu gelten.

Wenn Wachter von einer „irrig[e] Zuschreibung von Wilhelmines Affinität zur Universität“ spricht, dann mag dies allenfalls für die herkömmliche Form einer Universität „als eine fürstliche Ausbildungsanstalt“ gelten.<sup>118</sup> Die nachweisliche Anteilnahme der Markgräfin an der Erlanger Neugründung (durch ihre Bibliotheksstiftung sowie durch die Vorgabe der Thesen für die beiden Disputationen) bezeugt aber, wie lebhaft ihr Interesse an dieser speziellen neuen Einrichtung war, der sie Züge einer modernen, an den Gedanken der Aufklärung ausgerichteten Wissenschaftsinstitution zu verleihen suchte.<sup>119</sup> Gaden-dams opulente Publikation zur Universitätsgründung belegt nicht nur an vielen Stellen des Textes, sondern auch durch die Bildausstattung die intensive Mitwirkung der Markgräfin.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Hofmann-Randall 2018. Ein Überblick über frühere Publikationen anlässlich von Erlanger Universitätsjubiläen bei Keunecke 1993, S. 35–44.
- 2 Grundlegend hierfür sind die Publikationen von: Pfeiffer 1964. – Wendehorst 1993. – Wittern 1993. – Ruisinger 2002. – Kulenkampff 2008. – Keunecke 2011. – Wachter 2012. – Seiderer 2018.
- 3 Vgl. Hofmann-Randall 2018, S. 178, 180–183, 185. Siehe auch unten S. 86, 93, Anm. 10.
- 4 Vgl. Wachter 2012, S. 327.
- 5 Vgl. Fester 1901 a, S. 5. – Amtmann 1941, S. 11.
- 6 Diese Idee geht auf Schoeps 1950 zurück: Ruisinger 2002, S. 31–32. – Keunecke 2011, S. 149–150.
- 7 Vgl. Fester 1902, S. 110–111; – Amtmann 1941, S. 11.
- 8 Vgl. Pfeiffer 1964. – Wendehorst 1993. – Keunecke 2011. – Wachter 2012.
- 9 Vgl. Pfeiffer 1964, S. 162–163. – Wittern 1993, S. 7–19. – Wachter 2012, S. 295–298.
- 10 Vgl. Wilhelmine von Bayreuth 2018, S. 360.
- 11 Ebd., S. 361.
- 12 Siehe etwa ebd., S. 210–217.
- 13 Ebd., S. 11, 32, 36, 41, 43.
- 14 Ebd., S. 41.
- 15 Ebd., S. 11.
- 16 Vgl. Berger 2018, S. 23–38, 129.
- 17 Vgl. Krückmann 1998, S. 17–23.
- 18 Vgl. Wachter 2012, S. 298–303.
- 19 Zur Interpretation des Gemäldes, das sich heute in Schloss Sanssouci befindet, siehe Krückmann 1998, S. 49–54.
- 20 Siehe etwa Mass 1979. – Feuerstein-Praßer 2006, S. 65–66.
- 21 Vgl. Gadendam 1744/1993, II, S. 22. – Wittern 1993, S. 12. – Wachter 2012, S. 307.
- 22 Clemens Wachter betont, Superville habe von Anfang an Erlangen als Universitätsstandort vorgesehen (siehe unten S. 87). Dass die Gründung stattdessen zuerst in Bayreuth erfolgte, zeugt vom Einfluss des Markgrafenpaares, das offenbar die neue Institution an die Residenz binden wollte.
- 23 Vgl. Pfeiffer 1964, S. 170, 175. – Jakob 1993, S. 169–170. – Wendehorst 1993, S. 13, 16, 29. – Wachter 2012, S. 290–291.
- 24 Vgl. Wittern 1993, S. 12. – Wachter 2012, S. 307. – Entsprechend ähnelte der Zuschnitt von Supervilles Direktorat demjenigen des Hallenser Direktors: Wachter 2012, S. 286.
- 25 Vgl. Keunecke 2011, S. 155–156, 160, 164.
- 26 Vgl. Wachter 2012, S. 290.
- 27 Wittern 1993, S. 17. – Siehe dazu auch Pfeiffer 1964, S. 161 und Ruisinger 2002, S. 37.
- 28 Vgl. Keunecke 2007, S. 37–45. Durch ihre Schwester, die sie regelmäßig besuchte, hatte Wilhelmine vermutlich Kenntnis von diesen Plänen. Zur Biographie Friederikes vgl. Feuerstein-Praßer 2006, S. 83–104.
- 29 Vgl. Harbeck-Barthel/Schlüter 2009, I, S. 157. – Ruisinger 2002, S. 36. – Keunecke 2011, S. 152.
- 30 Zu Wilhelmines Leselust vgl. Harbeck-Barthel/Schlüter 2009, I, S. 151–155.
- 31 Adhémar 1758/1958, S. 7.
- 32 Harbeck-Barthel/Schlüter 2009, I, S. 157.
- 33 Vgl. Harbeck-Barthel/Schlüter 2009, II, S. 159–166.
- 34 Fester 1901 a, S. 10.

- 35 Vgl. Keunecke 2011.
- 36 Beispielsweise saß sie bei der Inaugurationszeremonie in der Neustädter Kirche nicht neben dem Markgrafen, der im Chor thronte, sondern in der Fürstenloge – damit allerdings optisch über ihm. Vgl. Keunecke 2011, S. 157, 168. – Die Festbeschreibungen erwähnen, dass die Ehrengäste mehrmals Audienzen bei Markgraf und Markgräfin hatten: Ruisinger 2002, S. 33. – Keunecke 2011, S. 170, 174.
- 37 Vgl. Ruisinger 2002, S. 31. – Kulenkampff 2008, S. 4.
- 38 Vgl. Wittern 1993, S. 16. – Ruisinger 2002, S. 33–34. – Kulenkampff 2008.
- 39 Vgl. Keunecke 2011, S. 172–173.
- 40 Vgl. Fester 1902, S. 113–114. – Kulenkampff 2008, S. 7.
- 41 Vgl. Pfeiffer 1964, S. 165.
- 42 Kulenkampff 2008, S. 8. Kulenkampff revidierte durch seine ausführliche Erörterung der Thesen das Verdikt Wendehorsts, es habe sich um „Thesen von aristotelischer Altertümlichkeit“ gehandelt (Wendehorst 1993, S. 19).
- 43 Vgl. Keunecke 2011, S. 173.
- 44 Gadendam 1744/1993, II, S. 34.
- 45 Die Kupferplatte, von der Supervilles Porträt gedruckt wurde, hat sich im Besitz der Erlanger Universitätsbibliothek erhalten: Hofmann-Randall 2013, S. 48–49, Kat.-Nr. 9.
- 46 Vgl. Keunecke 2011, S. 176: Friedrich führte seit Januar 1742 als Obrist des fränkischen Kreises das Kommando über dessen Truppen.
- 47 Gadendam 1744/1993, II, S. 23.
- 48 Siehe dazu die Ausführungen im Nachtrag unter der Überschrift „Universitätsbibliothek und Lehrangebot“, S. 19–21.
- 49 Vgl. Höltgen 2002, S. 396.
- 50 Gadendam 1744/1993, II, S. 23.
- 51 Gadendam beschreibt in seinem Text die markgräfliche Familie mit folgenden Worten: „Freilich hat die ganze Schar der Dichter Apollo und Minerva, die Schutzgötter, einst nicht in so strahlender Gestalt beschrieben und wird sie auch niemals so schildern können, daß nicht jenen der Durchlauchtigste Friedrich, diese aber ihre Königliche Hoheit Friederike Sophie Wilhelmine um vieles zu übertreffen scheinen, und nie zeigten sich einst die Grazien dem Erdkreis in solchem Liebreiz, daß du meinst, die Durchlauchtigste Prinzessin und Fürstentochter Elisabeth Sophie Friederike könnte nicht allen noch Größeres hinzufügen.“ Gadendam 1744/1993, II, S. 20.
- 52 Vgl. Höltgen 2002, S. 398.
- 53 Ebd., S. 403–405, behandelt erstaunlicherweise nur die Apollo-Seite. Eine umfassendere Interpretation bei Keunecke 2011, S. 160–164: An beiden Seiten ging es darum, dass jeweils der Krieg durch die Künste und Wissenschaften überwunden wird, also eine Variation über das Thema von „Ars und Mars“ – einmal in männlicher Version (Apoll und Mars), einmal in weiblicher (Minerva und Bellona). Vielleicht spielten auch die beiden Obeliskten, die den Bogen bekrönten, auf diese Dualität an. Dies ist besonders wahrscheinlich, weil das Obelisktenmotiv auch auf dem Jeton begegnet, den ich im Folgenden bespreche (Abb. 8, 9).
- 54 Vgl. Fischer/Maué 2000, S. 165–166, Kat.-Nr. 2.510.
- 55 Vgl. ebd., S. 166–167, Kat.-Nr. 2.512.
- 56 Weder bei Fischer/Maué 2000 noch bei Boss u. a. 2018 noch bei Hofmann-Randall 2018, S. 201.
- 57 Vgl. Fischer/Maué 2000, S. 166, Kat.-Nr. 2.512.
- 58 Bereits 1742 war auf Drängen Friedrichs II. beschlossen worden, Friederike mit dem Herzog von Württemberg zu verheiraten: Feuerstein-Praßer 2006, S. 65–66.
- 59 Fischer/Maué 2000, S. 166, Kat.-Nr. 2.512.
- 60 Ebd., S. 166–167, mit Nachweis der Quelle: Horaz, Satiren, Buch 2, Carmen 5, Vers 39. Zur Interpretation dieses Mottos siehe auch Boss u. a. 2018, S. 74–76.
- 61 Boss u. a. 2018, S. 74.
- 62 Vgl. Wachter 2012.
- 63 Siehe unten S. 90–91. Zum Datum von Wilhelmines Stiftung vgl. Anm. 29.
- 64 So hebt etwa Keunecke 2007, S. 59, die primär „schöngeistige“ Ausrichtung von Wilhelmines Bibliothek hervor. Eine erste, wesentlich ausführlichere Würdigung dieser Bibliothek findet sich bei Fester 1901 a, S. 10–21. Edgar Mass veröffentlichte eine nach Themen geordnete Statistik, die von Barthel 1994 übernommen wurde: Mass 1979, S. 60–63. – Barthel 1994, S. 54. Mass legte seine Quellen nicht offen, doch scheint seine Statistik auf dem systematischen Katalog (Catalogue MS 2277) zu basieren: vgl. dazu den Beitrag von Annette Keilhauer im vorliegenden Band, S. 73. Mass untersuchte „diesen Korpus von ca. 1300 Titeln“ (Mass 1979, S. 60), wohingegen der späteste Katalog von Wilhelmines Bibliothek 2147 Titel in 4244 Bänden verzeichnet (Wiedeburg 1759, fol. 108v). Auf dieser Grundlage wäre eine vollständige thematische Auswertung der Bestände noch zu leisten.
- 65 Vgl. Amtmann 1941, S. 10.
- 66 Vgl. ebd., S. 12–15.
- 67 Vgl. ebd., S. 18. – Keunecke 2007, S. 58.
- 68 Vgl. Hofmann-Randall 2018 a, S. 111.
- 69 Vgl. ebd., S. 115.
- 70 Vgl. Amtmann 1941, S. 18.
- 71 Vgl. Hofmann-Randall 2018 a, S. 113, 115, 117.
- 72 Vgl. Amtmann 1941, S. 49.
- 73 Hofmann-Randall 2018 a, S. 107.
- 74 Vgl. ebd., S. 114.
- 75 Vgl. ebd., S. 117.
- 76 Ebd., S. 110–111, 115–116.
- 77 Vgl. Amtmann 1941, S. 11, 20.
- 78 Vgl. Keunecke 2007, S. 58.
- 79 Vgl. Amtmann 1941, S. 18–21.
- 80 Zitiert nach ebd., S. 20.
- 81 Vgl. ebd., S. 37–42. – Keunecke 2007, S. 62–63.
- 82 Siehe unten S. 92.
- 83 Vgl. den systematischen Katalog (Catalogue MS 2277) sowie den ebenfalls nach Themengebieten geordneten „enzyklopädischen“ Katalog (Saint-Maurice 1758).
- 84 Siehe unten S. 92.
- 85 Vgl. Catalogue MS 2277, Bl. 46r–52r des Digitalisats.
- 86 Die im Folgenden genannten Titel bilden keine vollständige Liste, sondern wurden im Rahmen einer Stichprobe von meinen Hilfskräften Joanna Beck und Jana Späth gesichtet. Alle Bände können eindeutig dem Bibliotheksbestand der Markgräfin Wilhelmine zugeordnet werden. Aus Platzgründen werden hier nur Kurztitel aufgelistet, die aber alle über den OPAC der UB Erlangen recherchierbar sind: Ozanam, L'usage du Compas de Proportion (1691); De La Hire, Memoires de Mathematique et de Physique (1694); Ozanam, Nouvelle Trigonometrie (1697); Le Clerc, Pratique de la Geometrie (1713); Reyneau, La science du calcul des grandeurs (1714); De L'Hôpital, Analyse des infiniment petits (1716); Bayle, Pensées diverses [...] à l'Occasion de la Comete, 4 Bde. (1721); Castel, Traité de Physique, 2 Bde. (1724); Colonna, Les Principes de la Nature, 2 Bde. (1725); Le Clerc, Traité de Geometrie (1728); De Molières, Leçons de Phisique (1734); Stone, Analyse des Infiniments petis, comprenant le Calcul Integral (1735); Regnault, L'origine ancienne de la physique nouvelle, 3 Bde. (1735); De Molières, Leçons de

- Phisque, 2 Bde. (1736); Du Fresnoy, Geographie des Enfans, ou Methode Abregée de la Geographie (1736); Voltaire, Elémens de la philosophie de Neuton (1738); Duperron de Castera, Le Newtonianisme pour les dames, 2 Bde. (1738); Deidier, L'arithmetique des géomètres, 2 Bde. (1739); Deidier, La science des géomètres (1739); Voltaire, La metaphysique de Neuton (1740); Castel, L'optique des couleurs (1740); Maupertuis, Discours sur la Parallaxe de la lune (1741); Polinière, Expériences de physique, 2 Bde. (1741); De Launay, Principes du système des petits tourbillons (1743); Maupertuis, Elements de Geographie / Discours sur les Differentes Figures des Corps celestes / Discours sur la Parallaxe de la Lune / Lettre sur la Comete (1744); Nolet [Nollet], Leçons de physique experimentale (1745); Nollet, Leçons de physique experimentale, 5 Bde. (1746); Gravesande, Elemens de physique, ou introduction à la philosophie de Newton, 2 Bde. (1747); Watson, Experiences et Observations pour servir à l'Explication de la Nature et des Propriétés de l'Electricité (1748); Maclaurin, Exposition des Découvertes Philosophiques de M. le Chevalier Newton (1749); Clairaut, Elémens de Géométrie (1753); Savérien, Dictionnaire universel de mathématique et de physique (1753); Pemberton, Elémens de la philosophie newtonienne (1755).
- 87 Siehe unten S. 92–93.  
 88 Fester 1901 a, S. 10.  
 89 Vgl. Saint-Maurice 1758, Bl. 79r–86v des Digitalisats (Gliederung des Katalogs).  
 90 Siehe unten S. 92.  
 91 Vgl. Seelig 1993, S. 563–565. – Weber 1996. – Weber 1998. – Seelig 2006. – Keunecke 2011, S. 150.  
 92 Vgl. Amtmann 1941, S. 10–11. – Friederich 1993 a, S. 557–558. – Hofmann-Randall 2013, S. 49. – Hofmann-Randall 2018 b, S. 127–128.  
 93 Wachter 2018, S. 39–40.  
 94 Vgl. Gadendam 1744/1993, I, Titel. – Hofmann-Randall 2018, S. 200–201.  
 95 Siehe unten S. 88.  
 96 Ebd.  
 97 Vgl. Kulenkampff 2008, S. 8–20.  
 98 Vgl. Feuerstein-Praßer 2006, S. 58. – Vgl. Kulenkampff 2008, S. 18–19.  
 99 Kulenkampff 2008, S. 8.  
 100 Siehe unten S. 93.  
 101 Vgl. Berger 2018, S. 132–145.  
 102 Vgl. Strunck 2017 a, S. 25–26.  
 103 Siehe unten S. 93.  
 104 Siehe unten S. 86, 90.  
 105 Siehe unten S. 88–89.  
 106 Das Digitalisat des Autographs kann als „Ms. boruss. fol. 806“ auf <https://digital.staatsbibliothek-berlin.de> konsultiert werden. Die Handschrift entspricht derjenigen, in der auch alle anderen Schriftzeugnisse der Markgräfin verfasst wurden. Vgl. dazu die Abbildungen bei Krückmann 1998, S. 47, 91 und Krückmann 1998 a, S. 150–154. – Fester 1902, S. 122, verweist auf orthographische und stilistische Korrekturen Supervilles, die aber erst im Zusammenhang mit der geplanten Drucklegung nach Wilhelmines Tod erfolgt sein dürften.
- 107 Vgl. Wilhelmine von Bayreuth 2018, S. 350.  
 108 Vgl. ebd., S. 381–390.  
 109 Ebd., S. 390.  
 110 Vgl. ebd., S. 390–391. Wieso die Affäre des Markgrafen mit Wilhelmine von der Marwitz das Verhältnis der Markgräfin zu ihrem Bruder belastete, erläutert Berger 2018, S. 139–141. Siehe auch Feuerstein-Praßer 2006, S. 65–66, 69–71.  
 109 Berger 2018 a, S. 393.  
 110 Vgl. Wilhelmine von Bayreuth (Memoiren digital), fol. 285r–289r. Es handelt sich um drei aus dem Zusammenhang gerissene, nur einseitig beschriebene Blätter. Fol. 286 und fol. 288 sind leer. Fol. 287r behandelt eine Intrige um Fräulein von Wakenitz, an der Friedrich Wilhelm Grumbkow und Ehrenreich Bogislaus Kreutz beteiligt waren; dies ereignete sich im Jahr 1715 und wurde entsprechend in die Anfangssekktion der Memoiren integriert (Wilhelmine von Bayreuth 2018, S. 12–13). Auch fol. 289r berichtet ein Kindheitserlebnis Wilhelmines: Der zweite Absatz „Il y avoit en ce tems beaucoup d'Officiers Suedois a Berlin“ etc. entspricht Wilhelmine von Bayreuth 2018, S. 12. Nur fol. 285r schließt inhaltlich an die Ereignisse am Schluss der Memoiren an und bezieht sich auf die Verheiratung von Karoline von der Marwitz.  
 111 Gadendam 1744/1993, II, S. 23.  
 112 Gadendam 1744/1993, II, S. 33.  
 113 Zitiert nach Kulenkampff 2008, S. 4.  
 114 Vgl. dazu die im ersten Teil des vorliegenden Aufsatzes bereits angeführten Zitate (S. 17–18 sowie Anm. 44 und 47).  
 115 Vgl. Berger 2018, S. 178–179.  
 116 Adhémar 1758/1958, S. 9.  
 117 Ebd., S. 6.  
 118 Siehe unten, S. 92, 93.  
 119 Dass sich dies im weiteren Verlauf der Universitätsgeschichte zunächst nicht realisieren ließ, steht auf einem anderen Blatt. Vgl. Fester 1902, S. 116–117: „An der guten Disposition hatte es auch in Erlangen nicht gefehlt, aber die mit dem besten Willen nicht zu beseitigende Dürftigkeit der Mittel war ebenso unbestreitbar wie der Mangel an Lehrkräften ersten Ranges. Wenn Wilhelmine und Superville die fränkischen Lande der Aufklärung erobern wollten, mußten sie sich bald überzeugen, daß ihrer Armee die Unterführer und die Soldaten fehlten.“

#### Bildnachweis

- Abb. 1, 4: Aus: Gadendam 1744/1993, I, Falttafel vor S. 1  
 Abb. 2: Aus: Gadendam 1744/1993, I, S. 59  
 Abb. 3: Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg. Aus: Krückmann 1998, S. 49  
 Abb. 5: Aus: Gadendam 1744/1993, I, Falttafel nach S. 26  
 Abb. 6: Aus: Fischer/Maué 2000, S. 165  
 Abb. 7, 9: Aus: Gadendam 1744/1993, I, Falttafel nach S. 32  
 Abb. 8: Aus: Boss u. a. 2018, S. 72.